



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kirchberg, Ernst: Die Schäden des Kleinhandels

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sozialisten gehört, auf Revanche zu hoffen, werden deren Nachbarn im Interesse der Kultur gut thun, beim alten, bewährten System der Landesverteidigung zu bleiben und es stetig auszubauen und zu stärken, trotz aller Angriffe von links und rechts.



Die Schäden des Kleinhandels

Von Ernst Kirchberg



Es läßt sich nicht hinwegleugnen, daß die riesigen Bazare oder Warenhäuser in den großen Städten, in denen man Waren der verschiedensten Art zu ungemein niedrigen Preisen zu kaufen bekommt, Geschäftshäuser wie Magasin du Louvre und Au bon marché in Paris, wie der frühere Kaiserbazar und Wertheim in Berlin, den kleinern Handel- und Gewerbetreibenden unberechenbaren Schaden zufügen. Selten kommt es vor, daß die Kaufleute in der nächsten Nähe solcher Bazare sich zu halten vermögen, sie sind über kurz oder lang zur Anmeldung des Konkurses gezwungen, und bei den guten Verkehrsverbindungen in den großen Städten, bei der Leichtigkeit des Warenversandes durch Post und Eisenbahn macht sich die erdrückende Konkurrenz der großen Warenhäuser nicht nur in ihrer Nachbarschaft, sondern im ganzen Lande auf die empfindlichste Weise geltend, und man kann es nur berechtigt finden, wenn die Kaufmannswelt die Regierung zum Schutze ihrer bedrohten Existenz anruft und die Regierung zunächst durch kommunale Besteuerung, und wenn das nichts nützen sollte, durch staatliche Maßnahmen die ärgsten der durch die Warenhäuser geschaffnen Mißstände beseitigen zu helfen gewillt ist. Ob das gelingen wird heute, wo in Handel und Industrie, im Geld- und Verkehrsweisen alles auf den Großbetrieb hindrängt, ist eine Sache für sich. Die großen Bazare sind der Aufgabe des Kaufmannsgeschäfts, die Waren dem kaufenden Publikum so gut und so preiswert wie möglich zu verschaffen, im großen und ganzen eigentlich gerecht geworden. Es kommt aber auch nicht darauf an, eine natürliche Bewegung künstlich zurückzudrängen, sondern nur darauf, während der Übergangszeit die schwächern und nicht ganz so leistungsfähigen Existenzen im Kampf ums Dasein zu schützen. Sollte das auch nur während einer Reihe von Jahren erreicht werden, so ist damit alles erreicht, was erreicht werden konnte. Die durch die Warenhäuser gefährdeten Kreise der Bevölkerung haben Zeit gefunden, sich den neuen Verhältnissen anzupassen.

Aber heute, wo die Bewegung gegen die Warenhäuser, die Großbetriebe des Kleinhandels, immer weiter um sich greift, ist es vielleicht ganz angebracht, einen Blick auf die wirtschaftlichen Zustände in abgelegnen Gegenden unsers Vaterlandes zu werfen, in denen der Kleinhandel noch in vollster Blüte steht, Gegenden, die in ihrer Entwicklung stehen geblieben sind, und über die ein Jahrzehnt nach dem andern, man möchte sagen, ein Jahrhundert hinweggegangen ist, ohne daß Handel und Gewerbe in ihnen wesentliche Änderungen erfahren haben.

Der Leser folge uns in ein kleines Weberstädtchen in den Sudeten. Früher, zu Anfang unsers Jahrhunderts und bis in die fünfziger Jahre hinein, als die Webwaren bei uns in Deutschland noch zumeist auf Handstühlen hergestellt wurden, war es als Leinenfabrikationsort nicht ohne Bedeutung gewesen, es konnte sich ruhig mit den Nachbarstädten messen, und seine Bewohner erfreuten sich einer gewissen Wohlhabenheit. Das wurde anders, als die mechanische Weberei immer mehr an Bedeutung gewann, und die Eisenbahnen, mit denen man die schlesischen Gebirge überzog, rechts und links in weitem Bogen an unserm Weberstädtchen vorbeigeführt wurden. Die großen Fabriken mit Dampfbetrieb, Spinnereien und Webereien kamen in die Nachbarorte, die zugleich mit der Eisenbahn billige Kohle und billige Warentransporte erhielten. Unser Städtchen blieb nach wie vor auf die Handweberei angewiesen, in der die Arbeitslöhne infolge der erdrückenden Konkurrenz des mechanischen Betriebs ständig heruntergingen. Zuletzt verdienten die Handweber bei angestrengter Arbeit kaum das Sattessen; wer irgend konnte, zog nach außerhalb, und die Abnahme der Bevölkerung wie die schlechte wirtschaftliche Lage der Zurückbleibenden übten auf Handel und Wandel der ganzen Stadt ihren Einfluß aus. Die Wohnungen blieben unvermietet, die Handwerker fanden nicht mehr genügende Beschäftigung, in den Kaufläden und Gasthäusern wurde der Umsatz der denkbar schlechteste, und die Folgen sind um so schlimmer, als von früher her die Konkurrenz groß war.

Der Umsatz in den einzelnen Kaufläden ist verschwindend klein geworden, bei den bescheidensten Ansprüchen wollen aber die Ladenbesitzer leben. Sie müssen deshalb die Preise für ihre Waren immer wenigstens so hoch ansetzen, daß sie ihr Durchkommen finden, also schon ein Grund, weshalb bei ihnen die Waren nicht so wohlfeil sein können, wie an andern größern Orten.

Es kommen aber noch zwei andre Gründe hinzu, die auf die Verteuerung der Kolonialwaren und Industrieerzeugnisse in unserm Städtchen von Einfluß sind. Der Umsatz ist klein, und nach dem Umsatz richtet sich die Größe des Einkaufs. Beim Einkauf aber hat man einen umso größern Vorteil, in je größern Mengen man kauft. Der kleine Krämer bezieht seine Waren schon an und für sich zu höhern Preisen als der Großkaufmann, und deshalb ist er auch nicht in der Lage, so billig zu verkaufen wie dieser. Und dann sind die

Kaufleute in unserm Städtchen einzig auf die Vermittlung der Reisenden angewiesen. Hat eine Stadt Bahnverbindung, so fährt ein Kaufmann bald einmal nach der Provinzialhauptstadt, nach der nahe gelegenen Fabrikstadt, um an Ort und Stelle auszuwählen, was ihm für seine Kunden am geeignetsten zu sein scheint. Eine Reise, die zum Teil mit Gespann zurückgelegt werden muß, ist immer teurer als eine bloße Eisenbahnfahrt und läßt sich auch selten an einem Tage abmachen, man muß schon eine Nacht von Hause fortbleiben. Und ist die Reise mit solchen Kosten und Umständen verbunden, so ist es für beide Teile vorteilhafter, daß der Kaufmann in der großen Stadt nach dem abgelegenen Platz, an dem er vier oder fünf Abnehmer hat, seinen Reisenden schickt, als daß diese vier oder fünf Geschäftsleute selbst zu ihm herüber kommen. Aber bei dieser Abwicklung der Geschäfte durch die Reisenden wird den Kaufleuten in der kleinen Stadt das Leben zu bequem gemacht. Die Reisenden bringen und schaffen ihnen alles, was sie brauchen, ins Haus, und deshalb lernen die Kaufleute nur die Geschäftshäuser kennen, von deren Vertretern sie besucht werden, und nur die Waren, die von diesen Geschäftshäusern geführt werden. Sehr zu ihrem Nachtheile. Denn die Handlungen, die viel und namentlich in kleinen Städten reisen lassen, in denen wegen des geringen Absatzes die Unkosten am meisten ins Gewicht fallen, pflegen nicht gerade die preiswertesten Waren zu führen. Die Kosten, die die Reisenden verursachen, müssen doch jedenfalls herauskommen. Ist die Ware gut, so ist der Preis hoch, und scheint der Preis mäßig, so ist die Ware dafür um so schlechter.

Und schlecht sind die Kaufmannswaren in unserm kleinen schlesischen Weberstädtchen, schlecht und teuer. Die Hausfrauen, die aus der größern Stadt kommen, wissen ein Lied davon zu singen. Der Zucker süßt nicht, das Salz salzt nicht, die Streichhölzchen brennen nicht, der Kaffee hat kein Aroma und schmeckt surrogatartig. Von Wolle kommt nur das Erzeugnis der Neuzeit, die Kunstwolle vor, bei den Hemdenknöpfen reißt der leinene Überzug nach der ersten Wäsche. Von täglichen Gebrauchsartikeln, Tüchern, Decken, Bändern führt man nur Ausschußware, an Kleidungsstücken sind nur Ladenhüter größerer Geschäfte auf Lager, und will man die einfachsten Wirtschaftsgegenstände kaufen, sei es aus Porzellan oder Eisen, so muß man doppelt so hohe Preise anlegen, als in Berlin oder Breslau. Die besser gestellten Familien lassen sich Kolonialwaren und Industrieerzeugnisse fast durchgängig von außerhalb schicken, die Kleidungsstücke bringt man sich gelegentlich von einer Reise mit, zur Schneiderin und Putzmacherin fährt man, schon um für die Zuthaten mehr Auswahl zu haben, nach der nächstgelegenen Stadt herüber. Wer Geld hat, weiß sich zu helfen, nur daß er für Kleidung und Essen und Trinken eben mehr braucht als in der Großstadt. Zu beklagen bleiben nur die armen Weber, die bei ihrem kärglichen Verdienste von fünf bis sechs Mark wöchentlich für die ganze Familie die notwendigen Gebrauchsartikel so ungemein

teuer bezahlen müssen, in Bewahrheitung des alten Spruches: „Wer nicht hat, dem wird auch das er hat genommen werden.“

Doch über die Preishöhe und Minderwertigkeit der Kaufmannsartikel könnte man sich noch hinwegsetzen. Man ist an die hohen Preise für gewisse Waren in unserm Städtchen gewöhnt, man kennt es nicht anders, und wenn die Sachen auch nicht so lange vorhalten oder nicht so gut munden, jedenfalls sind sie nicht gesundheitschädlich. Der Fluch des Kleinhandels macht sich in vollem Maße erst da geltend, wo die Gesundheit ins Spiel kommt, vor allem beim Bier, beim Branntwein und bei den Cigarren.

Wenn man für die meisten Gebrauchsgegenstände in unserm Städtchen höhere Preise zahlen muß, als an andern größern Orten, so giebt es gewisse Artikel, für die man überall einen und denselben Preis anzulegen pflegt. Einer dieser Artikel ist die Cigarre. Der kleine Beamte, der bessere Handwerker, der Landmann rauchen ihre Fünfspennigcigarre, ebenso in Berlin, wie am Rheine, wie in Oberschlesien. Erhält man aber in Berlin für fünf Pfennige zumeist eine ganz gute Cigarre, zu der vorzugsweise schon amerikanische Tabake verarbeitet werden, so kauft man in unserm Gebirgsstädtchen für diesen Preis ein jämmerliches Kraut, das vielleicht mit Ausnahme des Deckblatts auf heimischem Boden gewachsen ist. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß die in unserm kalten Norden gezogenen Tabakpflanzen nahezu viermal soviel Nikotin enthalten als Havannatabak, 7 bis 8 Prozent gegen 2 Prozent, und daß sie daher um ebenso viel giftiger sind. Schon der Qualm dieser Cigarren ist, namentlich in Gaststuben, wo drei oder vier Raucher beisammen sind, so scharf und betäubend, daß man, ohne selbst zu rauchen, Kopfschmerzen bekommt, es müßte denn sein, daß man Nerven von Stahl hat, oder von Jugend auf an den Rauch gewöhnt ist. Daß diese schweren, nikotinhaltigen Cigarren bei stetem Gebrauche mit der Zeit Nervosität, Herzschwäche oder Magenübel erzeugen, liegt auf der Hand.

Noch schlimmer beinahe, als mit den Cigarren, steht es aber mit dem Bier und dem Schnaps. Die Herren Gastwirte in unserm Weberstädtchen machen es genau so wie die Kaufleute, sie beziehen ihr Bier aus den sieben oder acht Brauereien der Umgegend, die ihnen das Bier frei ins Haus schaffen, umso mehr als die Brauer von Zeit zu Zeit bei ihnen eine Beche machen und es mit dem Gelde auch nicht so ängstlich haben. Sei es nun, daß die Herren Brauer nicht gerade viel von ihrer Kunst verstehen, sei es, daß sie ihr Anlagekapital immer schnell wieder umsetzen wollen, kurz, sie lassen ihr Bier nicht lagern und klären es dann mit künstlichen, gesundheitschädlichen Mitteln. Und das allerjüngste, allerschlechteste Bier wandert in unser Gebirgsstädtchen herauf, da die Gastwirte dort nicht etwa immer nur aus einer und derselben Brauerei ihr Bier beziehen, sondern der Reihe nach herum aus allen sieben oder acht, und bekanntlich der Kunde immer am schlechtesten bedient wird, der

am wenigsten Bedarf hat. Ist man wegen einer Vereinsversammlung oder sonst aus irgend einem Anlaß genötigt, in unserm Städtchen ein Wirtshaus zu besuchen, so kann man zehn gegen eins wetten, daß man auch bei mäßigem Biergenuß am nächsten Tage die schönsten Kopfschmerzen hat. Ein Teil der Honoratioren, der größere, verzichtet deshalb überhaupt auf den Wirtshausbesuch, und die Leute, die der alten Sitte treu geblieben sind, es aber daneben mit ihrer Gesundheit und ihrem Beruf ernst nehmen, müssen schon beim zweiten Schoppen mit sich zu Räte geben, ob er ihnen auch noch zuträglich sein wird. Die schlechten Bierverhältnisse sind in der kleinen Stadt zur wahren Kalamität geworden. Hier, wo einem sonst so wenig Zerstreuung und Abwechslung geboten wird, muß man auf die einzige Anregung verzichten, die einem geblieben ist, die Gesellschaft, und auch in seiner Häuslichkeit kann man sich nicht einmal den von früher her gewohnten Abendschoppen leisten. Denn sind die Faßbiere nicht bekömmlich, so sind es die Flaschenbiere noch weniger. Die Leute aber, die die unabgelagerten, künstlich geklärten Biere tagaus tagein zu trinken pflegen, weil sie an nichts andres gewöhnt sind, thun das auf Kosten ihrer Gesundheit. Eine Zeit lang scheinen sie sich zu halten, aber mit einemmale fallen sie zusammen, der eine früher, der andre später.

Geht das Bier die bessern Gesellschaftsklassen an, so hat die ärmere Bevölkerung unter dem elenden, fuselhaltigen Branntwein noch mehr zu leiden. Der Genuß geringer Mengen dieses Gifts führt zu Betrunkenheit und dadurch entweder zu völliger Teilnahmslosigkeit und Schlassucht oder zu Ruhmrederei und Händelsucht. Ziehen sich in den Kneipen die ungereimten Reden eines solchen Betrunknen, die immer auf demselben Fleck stehengebliebenen Streitigkeiten zwischen zwei Bechgenossen oft die ganze Nacht bis zum frühen Morgen hin, so hört man auch auf offner Straße bei hellem lichtem Tage des öftern ein Zeug schwatzen oder gamern, wie der Schlesier sagt, daß man die Hände über dem Kopf zusammenschlagen möchte, und bei jeder größern Festlichkeit sieht man die Abfallenden einen nach dem andern vom Festplatze in die Stadt zurückschwanken. Damit, daß die Leute zu wenig und zu schlecht essen, findet diese geringe Widerstandsfähigkeit gegen den Alkohol allein nicht ihre Erklärung. Sie ist begründet der Hauptsache nach in der Fuselhaltigkeit des Branntweins, an den man nach dem eignen Geständnis der Wirte gewöhnt sein muß, um ihn vertragen zu können. Und dieser schlechte Schnaps zerrüttet unfehlbar die Gesundheit, in kleinern Mengen genossen führt er zu Magenschwäche, in größern zum Irrsinn, in jedem Falle aber zur Entartung der kommenden Generation. Wenn in unserm Städtchen von 1950 Einwohnern deren sechs oder sieben in Irrenhäusern untergebracht und ebenso viel andre fürs Irrenhaus reif sind, die man nur ihrer Ungefährlichkeit wegen noch frei herumlaufen läßt, wenn wir es in ihm mit so vielen schwachsinrigen und geistig zurückgebliebenen Kindern zu thun haben, so ist eine Ursache der Branntwein.

Gegen die großen Bazare will der Staat einschreiten, weil sie den Ruin für viele kleine Kaufleute bilden. Gut, wir sind damit einverstanden. Aber in der gleichen Weise müßte man energischer, als das heute geschieht, auch gegen die Schäden des Kleinhandels vorgehen, wenigstens da, wo es sich um die Gesundheit handelt. Die Gesundheit des Volks, das Wohl und Wehe der kommenden Generation ist mehr wert als Hab und Gut, und wie in unserm Weberstädtchen werden die Verhältnisse im großen und ganzen an vielen andern kleinern Orten liegen, wenn ihre Schäden auch vielleicht hier und da durch die größere Wohlhabenheit der Bevölkerung etwas gemildert werden.

Zu einer strengern Beaufsichtigung des Kleinhandels und des Kleingewerbes bedarf es auch keiner neuen Gesetze. Das Gesetz vom 14. Mai 1879 betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln usw. sieht alle die Fälle vor, die für uns hier in Betracht kommen. Nach den Bestimmungen des § 5 dieses Gesetzes können durch kaiserliche Verordnung Vorschriften erlassen werden, die sich auf Herstellung, Aufbewahrung, Verpackung und Feilhalten von Nahrungs- und Genußmitteln beziehen, und nach § 12 und § 13 sind gegen die Personen, die vorzüglich gesundheitschädliche Nahrungs- oder Genußmittel herstellen, strenge Strafen festgesetzt. Damit läßt sich vollständig auskommen. Nur müssen die in den kleinen Städten zum Verkauf kommenden Nahrungs- und Genußmittel einer schärfern Kontrolle unterzogen werden, als das bisher geschehen ist.



Die imperialistische Bewegung in England

Von Wilhelm Weh in Gießen

(Schluß)



U einem Zeitpunkte, wo die Fonds der Chartered erschöpft und Rhodes eigne Kasse durch die verschiedenartigsten Unternehmungen aufs stärkste in Anspruch genommen war, brach der erste Matabelekrieg aus. Rhodes bestritt die sämtlichen Kosten des von Jameson geleiteten Feldzugs, die sich auf zwei Millionen beliefen, während sie, wenn das Reich ihn geführt hätte, vielleicht zehn- oder zwanzigmal höher gewesen wären. Rhodes hatte zu dem Zwecke unter den allerunvorteilhaftesten Bedingungen für anderthalb Millionen Aktien der Chartered zu verkaufen, die damals ihren niedrigsten Stand erreicht hatten. Nach dem Jamesonschen Einfall hatte sich Rhodes, der inzwischen von seinem